

Andreas Scholl, **Der attische Grabbau. Entwicklung und Bedeutung freistehender Grabarchitektur in Athen und Attika von der archaischen Epoche bis in die römische Kaiserzeit.** Winkelmannsprogramm der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin, Band 144. Verlag De Gruyter, Berlin und Boston 2020. 128 Seiten mit III Schwarzweißabbildungen.

Beim vorgestellten Band handelt es sich um eine kleine Monographie oder einen ausführlichen Aufsatz in einem Zuschnitt, wie er auch von dem 2013 verstorbenen Nikolaus Himmelmann, dem diese Schrift gewidmet

ist, regelmäßig gepflegt wurde. Andreas Scholl hat mit dem vorliegenden Werk ein Desiderat ausgefüllt, das er bereits 1994 in einem früheren Beitrag zu einem anderen Thema der attischen Grabkultur diagnostiziert und eine ausführlichere Untersuchung zu den Grabbauten dieser griechischen Kernlandschaft angekündigt hat (Πολυτάλαντα μνήμεια. Zur literarischen und monumentalen Überlieferung aufwendiger Grabmäler im spätclassischen Athen, *Jahrb. DAI* 109, 1994, 239–271).

Die kompakte Untersuchung gliedert sich in dreizehn Kapitel inklusive Zusammenfassung, die das Phänomen der attischen Grabbauten vom sechsten vorchristlichen Jahrhundert bis in die römische Kaiserzeit hinein verfolgen. Neben der chronologischen Gliederung werden auch einzelne Aspekte dieser Grabmonumente in eigenen Abschnitten vertieft.

Als Gegenstand der Untersuchung werden im ersten Kapitel die aus Lehmziegeln oder Bruchsteinen aufgeschichteten freistehenden quaderförmigen Grabbauten definiert, die in ihrer formgeschichtlichen Entwicklung analysiert und in ihren historischen Kontext eingeordnet werden. Der Verfasser betont im ersten Kapitel (S. 3–7) zu Recht die Unterschiede zwischen diesen bereits seit dem frühen sechsten oder dem ausgehenden siebten Jahrhundert verbreitet einsetzenden Grabmonumenten über Einzelgräbern und den erst im späten fünften Jahrhundert begegnenden und für Mehrfachbestattungen geeigneten Grabbezirken oder Grabperiboloi. Letztere konnten mit ihren typologisch von den Temene griechischer Heiligtümer abgeleiteten Umfassungs- oder Stützmauern mehrere Grablagen einschließen und kommemorierten mit ihren über den Fassaden aufgereihten Reliefs und Stelen die Toten eines Oikos. Dagegen galten die Grabbauten mit flachem Dach, dessen Ränder für den Wasserablauf abgeschrägt waren, je einer Einzelbestattung. Als zusätzliches Monument konnte ein Gefäß oder eine Skulptur auf der Oberseite des oblongen massiven Baukörpers aufgestellt werden. Dieses Verhältnis von Grabmal und Bestattung sieht der Autor als belastbares Indiz dafür an, die Grabbauten nicht als ›Haus des Toten‹ verstehen zu können. Methodisch und inhaltlich nimmt Scholl ausdrücklich auf Karl Kübler und speziell auf dessen Aufsatz von 1949 zum attischen Grabbau (*Mitt. DAI* 2, 1949, 7–22 Taf. 1–7.) sowie auf dessen methodischen formgeschichtlichen Ansatz Bezug. Von dieser und jüngeren Arbeiten ausgehend beginnt die zunächst chronologische Vorstellung und Analyse der Befunde.

Das zweite Kapitel ist der Entwicklung der Grabbauten im sechsten Jahrhundert und ihren Eigenschaften gewidmet (S. 7–23). Die Bestattungen darunter waren gegen Störung, Zerstörung und Überschneidung durch andere Grabanlagen vorübergehend geschützt und ihre Sichtbarkeit erhöht. Kübler folgend werden die Lehmziegelbauten von den älteren Erdmalen abgeleitet, die in der Mitte des siebten Jahrhunderts aufkamen. Stellvertretend für viele andere Grabbauten wird der gut dokumentierte Grabbau k im Athener Kerameikos in seiner Konstruktion mit umlaufenden Lehmziegelmau-

ern über dem tiefen Grabschacht von Bestattung 34 beschrieben (Länge 6 Meter, Breite 3,54 Meter, Höhe 1,87 Meter). Das Innere zwischen den Mauern wurde mit Feldsteinen und Erde aufgefüllt und mit Stampflehm und mehreren Lagen Lehmziegeln abgeschlossen. Den Dachrand bildeten vorkragende Porosplatten, auf denen geböschte Lehmziegel für besseren Ablauf des Regenwassers sorgten. Die gesamte Anlage war durch Putz mit Poroszuschlag versiegelt mit roter Farbe gefasst. Zwei tönerner Fußkessel mit figürlichem Schmuck bildeten das bekrönende Grabzeichen. Derartige Gefäße verschiedener Typen haben, wie auch hier ausgeführt wird, eine lange Tradition in der Sepulkralkultur Attikas, doch wird das Repertoire bereits im ersten Viertel des sechsten Jahrhunderts um Steinskulpturen und -stelen erweitert, die sowohl auf Grabbauten als auch auf Grabhügeln Aufstellung fanden.

Der Verfasser bringt das Aufkommen der mit Semata geschmückten Grabbauten (gemeinsam mit den fortbestehenden Tumuli) mit den Grabluxusgesetzen des Solon in Verbindung, die etwa zur gleichen Zeit den Aufwand bei den Begräbnisfeiern selbst massiv einschränkten. Die Familien hätten als Folge dieser Einschränkung zunächst mit Grabbauten und -hügeln in den Nekropolen gewetteifert. Die abnehmende Größe der Monumente seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts stehe mit der gleichzeitigen Zunahme großer Weihgeschenke auf der Athener Akropolis in Beziehung. Auf diesem Feld habe die Aristokratie von dieser Phase an vermehrt mit prächtigen Votiven wie den neu aufkommenden Marmorkorn konkurriert.

Funde von guterhaltenen Lehmziegelbauten auf dem attischen Land belegen das Vorkommen dieses Denkmaltypus auch außerhalb des urbanen Zentrums mit seinen dicht belegten Nekropolen (S. 17–19). Auch in der Chora setzte die neue Monumentform um 600 v. Chr. ein, die mit ähnlichen Dimensionen und gleichen Konstruktionsprinzipien den Befunden im Asty nicht nachsteht. Dass der neue Typus auch in den ländlichen Demen von Beginn an und voll ausgeprägt verwendet wurde, spricht im Übrigen gegen das gängige Postulat, der Typus wäre als Maßnahme gegen den Platzmangel in den dicht belegten Nekropolen vor den Toren Athens entwickelt worden.

In den Bildern der attischen Sepulkralkeramik, wie den weißgrundigen Lekythen und anderen Gefäßformen, begegnen Darstellungen derartiger Grabbauten nur vereinzelt und markieren dort das Ende einer Ekphoraszene in der Nekropole oder kommen in Bildern der Grabpflege vor. Die Darstellungen geben diese Bauten in realistischem Größenverhältnis wieder, was anders als oft postuliert den Nachweis liefert, dass die Lekythenbilder durchaus reale Denkmäler zeigen und nicht nur idealisierte Vorstellungen reflektieren (S. 19–21).

Wenn auch die Dimensionen bescheidener ausfallen, werden das gesamte fünfte Jahrhundert hindurch weiterhin Lehmziegelbauten errichtet, wofür Beispiele von der Nordseite der Heiligen Straße im Kerameikos

angeführt werden. Für das fortlebende Konzept des quaderförmigen Grabdenkmals im vierten Jahrhundert führt der Autor neben den Trapezai auch würfelförmige Male an, die teils in die dominierenden Grabperiboloi integriert werden (S. 22 f.).

Für den permanenten Grabschmuck an oder auf den Grabbauten, wie er für die Anlagen des sechsten Jahrhunderts etwa in Form von tönernen Fußkesseln oder Steinskulpturen und Stelen überliefert ist, versammelt Scholl auch eine Reihe von archaischen Marmorreliefs mit teils sepulkraler Thematik (so Hermes Psychopompos, S. 25), die in sekundären Zusammenhängen, wie der Stadtmauer, gefunden wurden. Auch für diese Stücke schlägt er die Verwendung im Kontext der Lehmziegelbauten vor, obwohl diese Verbindung in keinem einzigen Fall zu belegen ist. Zwar gibt es aus der römischen Kaiserzeit Beispiele für die sekundäre Verwendung von Grabreliefs an Lehmziegelbauten, die dort an den Schmalseiten der Bauten in die Lehmkonstruktion integriert wurden (S. 80–83), doch existierten in der archaischen Epoche, beispielsweise mit dem von Wolf Koenigs vorgelegten Rundbau, auch Steinarbeiten in Kerameikos (Ein archaischer Rundbau. In: ders. / U. Knigge / A. Mallwitz, *Rundbauten im Kerameikos*. Kerameikos XII [Berlin 1980]), mit denen sich die marmornen Reliefs und Metopen wesentlich zwangloser und innerhalb einer Materialkontinuität verbinden lassen als mit den Lehmziegelbauten (S. 24–26).

Ähnlich verhält es sich mit den Tonpinakes archaischer Zeit, die von teils berühmten Töpfern und Malern für sepulkrale Kontexte geschaffen wurden. Als prominentes Beispiel führt der Verfasser die Berliner Exekias-Tafeln an, eine zusammengehörige Serie von mindestens fünfzehn Tafeln (43 mal 37 Zentimeter), die mehrere Stationen des attischen Totenrituals von der Prothesis bis zur Ekphora zeigen. Die bereits von mehreren Autoren vorgeschlagene Verbindung dieser Tontafeln mit steinernen Architekturen oder den gleichzeitigen Lehmziegelbauten, wie es der Autor hier erneut vorbringt (S. 26–31), erscheint auf den ersten Blick mehr als ansprechend und ist doch durch das Fehlen eines noch so vagen gemeinsamen Fundkontextes mindestens mit einem Fragezeichen zu versehen. Gegen eine allgemeine Verbindung von Pinakes und Grabbauten spricht ferner, dass einige der angeführten Exemplare bis ganz zum Rand dekoriert sind (Abb. 26; 28–30) und in einem Fall sogar die Beischriften unmittelbar an den Rand der Tafel gesetzt sind (Abb. 31), was ein Einputzen in die Lehmfassade schlechterdings ausschließt. Bei den Berliner Exekias-Tafeln (Abb. 24 und 26) ist am oberen Rand immerhin ein breiterer Streifen tongrundig belassen, so dass die Anbringung in einem baulichen Zusammenhang immerhin möglich erscheint, was ebenfalls für ein mit Nagellöchern zur Anbringung versehenes Exemplar im Athener Archäologischen Nationalmuseum gelten darf.

Sehr überzeugend fällt die historische Verortung der neuen Gattung von Grabbauten im frühen sechs-

ten Jahrhundert aus, die Scholl an die Vorstellung und Analyse der Befunde und des Materials anschließt (S. 33–36): Er stellt fest, dass in den letzten beiden Jahrzehnten des siebten Jahrhunderts bis etwa 570 v. Chr. die Gattungen der Grabkouroi, Grabstelen und Lehmziegelbauten ebenso neu eingeführt wurden wie die Marmorkore, die in den Heiligtümern ältere Votivgattungen ablösten, etwa die Metallkessel. Diese Neuerungen sieht der Verfasser im Zusammenhang des aristokratischen Wetteifers im Umfeld der sozialen und politischen Krise vor Solon, für den neben anderen Gesetzen auch Vorschriften zur Eindämmung des Aufwandes bei Begräbnissen und der überbordenden Ausstattung der Gräber selbst überliefert sind. Erst die Einrichtung der Tyrannis unter Peisistratos habe nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts aristokratischer Prachtentfaltung am Grab, zum Beispiel in Gestalt steinerner Rundbauten spätarchaischer Zeit, wieder mehr Raum gelassen. Erst in der Frühphase der Athenischen Demokratie unter Kleisthenes und Themistokles, zwischen 508 und 480 v. Chr., habe es mit dem sogenannten Post-aliquanto-Gesetz erneut Einschränkungen gegeben, die dann auch die Lehmziegelbauten betrafen.

Trotz dieser Beschränkungen sind im Athener Kerameikos weiterhin Lehmziegelbauten in bescheideneren Dimensionen nachgewiesen und ausgegraben worden. Dazu gehören mehrere Anlagen an der Heiligen Straße aus der ersten und zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, die belegen, dass das Konzept des Lehmziegelbaus auch in klassischer Zeit gängig blieb (S. 37–40).

Für die spätclassische Zeit beschreibt der Autor gleichzeitig mit der Wiedereinführung der Grabreliefs das allmähliche Aufkommen eines neuartigen Konzepts von Grabanlagen für Mehrfachbestattungen seit den dreißiger Jahren des fünften Jahrhunderts in Form von Grabbezirken mit einer steinernen Frontmauer, die zu einer Straße hin ausgerichtet ist. Die übrigen Seiten dieser oft [I]-förmigen Anlagen waren in der frühesten Phase mit Lehmziegeln aufgemauert, während die Rückseite meist offen blieb. Der Aufbau der zur Straße gewandten Fassaden folgte demjenigen von Temenosmauern griechischer Heiligtümer und gab den Grabstätten der bürgerlichen Oikoi die äußere Gestalt einer Kultstätte zur Bezeugung der sittentreuere Ausführung der erforderlichen Grabriten (S. 40–45). Die dichte Reihung der Grabperiboloi entlang der Ausfallstraßen Athens habe gegenüber den älteren Grabbauten dazu geführt, dass der Charakter als Einzelmonument verunklart wurde. Scholl betont jedoch überzeugend, dass monumentale Einzelperiboloi an Wegen oder Straßen im attischen Land, wie der große Grabbezirk beim alten Flughafen von Hellenikon, bei einem Blick aus der Ferne weiterhin die Wirkung eines freistehenden Grabbaus erzielt hätten (S. 44 f.).

Eine längere Passage ist dem jüngst vermehrt diskutierten sogenannten Kallithea-Monument gewidmet, einem kurz vor dem Ende der reliefgeschmückten at-

tischen Grabbezirke um 330/320 v. Chr. entstandenen Grabdenkmal (S. 46–52). Der Befund ist nicht ganz ohne Parallelen, sticht aber dadurch heraus, dass die Peribolosmauer unter dem Geison von einem Amazonomachiefries bekrönt wird. Über dieser zum Sockel degradierten Bezirksmauer nimmt ein einziger Naiskos mit drei freistehenden Figuren über einem zweistufigen Unterbau mit Inschrift und Tierfries schließlich die ganze Oberseite des Bezirks ein. Durch diese Gestaltung veränderte sich der Gesamteindruck des Denkmals zu dem einer Bildnisweihung, wie sie aus Heiligtümern bekannt sind. Der Verfasser betont zu Recht den eklektischen Charakter, den das Denkmal aus der Kombination von einem einzigen Sockel für nur einen Naiskos mit zudem freistehenden Figuren und der Verbindung mit Relieffriesen erhält. Die vormalige Peribolosmauer wird optisch wieder zu dem monolithischen Quader der archaischen Grabbauten kondensiert und gleichzeitig durch die Friese den Sehgewohnheiten der aufziehenden hellenistischen Epoche angepasst. Aus dieser letzten Phase der spätklassischen Grabbezirke werden anschließend weitere Befunde und Funde vorgestellt, die Scholl in ihrer Verbindung von Charakteristika älterer Grabbauten und hoch aufragenden Naiskoi mit rundplastischen Skulpturen als Wegbereiter freistehender Podiumsbauten für Familiengruppen interpretiert (S. 53–59).

Das Ende der attischen Grabbezirke kam durch die Gesetzgebung des aus Attika stammenden Statthalters der Makedonen, Demetrios von Phaleron, wahrscheinlich zu Beginn seiner Einsetzung 317 v. Chr. In diesem Zusammenhang referiert der Autor auch seine bereits 1994 begründete These, dass nicht die durchschnittlichen bürgerlichen Grabbezirke die gesetzliche Einschränkung der Grabgestaltung motiviert hätten, sondern weitaus verschwenderischere und prächtigere Grabanlagen, die teils durch Metöken errichtet wurden und zumeist nur literarisch überliefert sind (S. 59–67).

Die den Grabluxus beschränkenden Maßnahmen des Demetrios von Phaleron erklärt der Verfasser überzeugend aus einer schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts auftretenden Gegenströmung, die sich zum Beispiel im vermehrten Auftreten traditioneller Elemente wie der steinernen Neufassung älterer Tumuli, Brandbestattungen und der Neuerrichtung kleiner stuckierter Grabhügel manifestierte. In diesem Zusammenhang stehen auch die in dieser Zeit auftretenden Grabsche oder Trapezai, die seit etwa 360 v. Chr. begegnen. Neben schlichten Quadern mit Namensinschrift gab es auch mit umlaufenden Profilen verzierte Stücke und solche mit Satteldach und andgedeuteten Akroteren. Sie sind regelmäßig nur einer Person gewidmet und trugen häufig plastisch ausgeführte Marmorloutrophoren oder Lekythen. Wie die Grabhügel des vierten Jahrhunderts reflektierten auch die Trapezai eine ältere Grabform, die Grabbauten, die wie diese über Einzelgräbern errichtet wurden und Grabgefäße trugen. Demetrios von Phaleron griff bei seiner Gesetzgebung also zum Teil auf traditionelle Denkmaltypen zurück, mit deren breiter Akzeptanz zu rechnen war. Die bei Cicero (de leg. 2,

27, 66) nach dem Grabluxusgesetz überlieferten Grabdenkmäler waren dann auch die Columella, die Mensa oder das Labellum, Säulchen, Tisch oder Opferbecken. Die beiden ersten Typen sind mit den unzähligen Grab-säulchen und den Trapezai gut im hellenistischen und kaiserzeitlichen Denkmälerbestand wiederzuerkennen, die Becken scheint es realiter hingegen nicht gegeben zu haben (S. 60–77). In hellenistischer Zeit sind die Trapezai anders als die vorherrschenden Grabsäulchen seltener erhalten, doch scheinen einfache stuckierte und aus Lehmziegeln oder Bruchsteinen aufgeschichtete Exemplare des Öfteren undokumentiert zerstört worden zu sein (S. 77 f.).

Für die römische Kaiserzeit sind im Kerameikos mindestens vier rechteckige Grabanlagen dokumentiert, die über einem Kern aus Ziegeln oder Bruchsteinen einen teils farbigen Stucküberzug aufwiesen. Sie standen über Einzelgräbern und waren zwischen 1,33 Meter und zwei Meter lang bei Breiten von bis zu 1,6 Meter und maximal einem Meter Höhe. Formal und technisch stehen sie eindeutig in der Tradition ihrer archaischen Vorbilder, wobei die Oberseiten regelmäßig stärker gewölbt waren. In zwei Fällen waren in die Schmalseiten ein Relief oder eine Marmortafel mit Grabepigramm in den Stucküberzug eingesetzt. Diese kaiserzeitlichen Denkmäler zeigen eindrucksvoll die epochenüberspannende Traditionslinie dieser spezifischen Monumentform, die über lange Zeit und überschattet von den prächtigen klassischen Grabbezirken nahezu aus dem Blick der Forschung geraten sind (S. 79–84).

Es ist das große Verdienst dieses Beitrages, für die im späten siebten Jahrhundert aufkommenden Grabbauten und einige andere Elemente der Grabausstattung die großen Entwicklungslinien in kompakter Form zu verfolgen und diese in nachvollziehbarer Weise in den jeweiligen sozialen und historischen Zusammenhängen einzuordnen. So werden manche Veränderungen, wie beispielsweise die deutliche Größenreduktion der Grabbauten in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts oder die Nachhaltigkeit des ›Grabluxusgesetzes‹ des Demetrios von Phaleron, erstmals verständlich. Dieser machte sich, wie Scholl zeigen konnte, eine ohnehin existierende konservative Strömung zunutze, in der traditionellere Formen des Grabkultes eine Renaissance erlebten und in die sich die nun sanktionierten Grabdenkmäler bruchlos einfügten, auch wenn die wenigen angeführten archaischen und klassischen Säulenmonumente aus Grabzusammenhängen in einem seltsamen Missverhältnis zu den zu Tausenden überlieferten hellenistischen und kaiserzeitlichen Columellae stehen.

Um die Befunde in den verschiedenen Epochen besser nachvollziehen zu können, wäre es für den Leser schön gewesen, diese in einer Liste, einem Index oder einer Zusammenstellung in den Anmerkungen zu finden, doch überwiegt der Vorteil der qualitativen Zusammenschau und der zahlreichen anregenden Gedanken bei weitem.